

erschienen in:

Streitenberger, Wolfgang (Hg.):

Österreichs Zukunft ist Europa.

Wien: Signum 1997, pp. 80-90.

1. Gotisches

Rechtens müßte der Titel des Buches ein durch mehrere Fragezeichen markierter Fragesatz sein: »Österreichs Zukunft ist Europa??« Denn der letzte, der das Wort Europa unschuldig gebrauchte, war der Romantiker Novalis (1772-1801), dessen Schrift *Die Christenheit oder Europa* als eine rückwärtsgewandte Utopie das Mittelalter als die große Zeit der Einheit heraufbeschwor, damit manche seiner Freunde und Zeitgenossen vor den Kopf stieß; kein geringerer als Goethe riet von einer Publikation ab, so daß der ganze Text erst 1826, 24 Jahre nach dem Tod seines Verfassers, der Öffentlichkeit zugänglich wurde. Manchem mag der – übrigens seiner Herkunft nach dem Pietismus und dem Protestantismus verpflichtete – Autor mit seinem Ansinnen als Musterbeispiel romantischer Reaktion erscheinen, die in der Verklärung des katholischen Mittelalters eine radikale Wendung gegen die Aufklärung vollzog, doch ist die Vision, mit der er ein Goldenes Zeitalter einer von Kriegen zerrissenen Gegenwart entgegenhielt, frei von jedem Anspruch, die Freiheit des Einzelnen einzuengen und einer Autorität zu unterwerfen, sondern enthält in jedem Falle respektable Ansätze, die bis in die heutige Zeit der Bemühung um die Einheit Europas Energien spenden könnten: »Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Werke des Friedens vornehmen, und ein großes Liebesmahl, als Friedensfest, auf den rauchenden Walstätten mit heißen Tränen gefeiert wird.« Novalis ging von der konkreten Situation Europas aus, seine Schrift ließ aber keine Zweifel daran, daß die Verwirklichung seiner Idee des geeinten Europas durchaus nicht von dieser Welt sein konnte: »Nur Geduld, sie wird, sie muß kommen die heilige Zeit des ewigen Friedens, wo das neue Jerusalem die Hauptstadt der Welt sein wird.«

Die Zeitläufte waren nie danach, um dieser Utopie des Romantikers auch nur im kleinsten zu genügen, und die Literatur enthält eine Fülle von negativen Antworten auf diese Einheitsvisionen, die ihre nur zu verständliche Ursache in dem katastrophalen Gang der Geschichte vor allem in diesem Jahrhundert haben, und Robert Musils Formel ›Das hilflose Europa‹ (1922) oder Hans Magnus Enzensbergers Titel *Ach Europa!* (1987) signalisieren schon an der Oberfläche, welche Schwierigkeiten sie mit diesem Begriff haben. Es ist hier nicht der Ort, die vielen Entwürfe eines geeinten Europa, mit denen Dichter und Denker in den letzten beiden Jahrhunderten aufwarteten, zu charakterisieren. Daß der Begriff Europa in jedem Falle nach den Katastrophen, in welche die Nationalstaaten hineingeführt hatten, Konjunktur hatte, versteht sich von selbst. So bewarb Stefan Zweig nach dem Ersten Weltkrieg mit viel Eloquenz die Idee Europa, so versuchten die Bildungsinitiativen in einzelnen europäischen Ländern die Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg von der kulturellen Einheit Europas zu überzeugen.

Hier sei eine persönliche Reminiszenz gestattet: Bei einem für Gymnasiasten ausgeschriebenen Aufsatzwettbewerb über die Einigung Europas durften österreichische Schüler 1959 zum ersten Mal teilnehmen, und als Preis gab es nach der feierlichen Preisverleihung in Straßburg eine vom Europarat finanzierte Reise durch ein europäisches Land. Ein solcher Preis wurde dem Schreiber dieser Zeilen damals zuteil: Sinnvoll war die Aktion vor allem deshalb, weil sie junge Menschen miteinander bekannt machte, den Ehrgeiz förderte, fremde Sprachen zu lernen und die vielen und verkrusteten Vorurteile gründlich abzugewöhnen. Zugleich aber bedeutete diese Reise ins Ausland einen Schock, der den damals siebzehnjährigen Schüler zum Österreich- und Europaskeptiker, ja zum Skeptiker auf Lebenszeit machte. Zunächst einmal war es die Erfahrung, als Österreicher zu der wenig anstrengenden, aber zugleich auch kaum zufriedenstellenden und keineswegs abendfüllenden Rolle eines Zaungastes verurteilt zu sein. Das Selbstbewußtsein, das uns damals im Lichte des errungenen Staatsvertrages, der Wiedereröffnung großer Theater und der Erfolge unserer Schiläufer allmählich von uns Besitz ergriffen hatte, erlitt angesichts des Selbstbewußtseins der anderen schwere Blessuren, denn das, was für uns als etwas Besonderes galt, schien anderswo schon längst vorhanden oder uninteressant. Und Europa präsentierte sich vor allem als eine sehr ökonomische Angelegenheit, die in Kohle und Stahl ihre



feste Grundlage hatte. Was den ideellen Entwurf Europas betrifft, war man damals wohl noch nicht weiter als zu Zeiten des Novalis: Als Europa galt, und diese Formel war mehrfach zu hören, alles, wohin die europäische Gotik gereicht haben konnte, also von Irland bis Polen, und damit war auch schon die Grenze zu Rußland markiert. Es war die Zeit des Kanzlers Konrad Adenauer und des Präsidenten Charles de Gaulle, und aus der Synthese der beiden schien so etwas wie ein neuer Karl der Große herstellbar. Europa konnte durch diese Rückbindung auf eine für vital erklärte Tradition seine Überlegenheit gerade auf kulturellem Gebiet gegenüber dem meist allerdings nur mit vorgehaltener Hand als verheerend erachteten Amerikanismus nachdrücklich ausstellen, auch im wörtlichen Sinne, denn der Europarat machte ja mit Ausstellungen eine sehr publikumswirksame (und fachmännisch gut durchdachte) Kulturoffensive.

Was konnte Österreich damals beitragen? Ich hatte das Gefühl, daß man uns mit einem interesselosen Wohlgefallen begegnete; irgendwie waren wir alle, und das war die beklemmende Einsicht, in der Europaklasse durchgefallen und mußten nun nachsitzen, obwohl wir doch mit dem Stephansdom auch ein respektables Beispiel der Gotik aufzuweisen hatten. Europa schien damals in Straßburg ident mit den sechs EWG-Ländern: Wir lagen weit außerhalb der Norm.

Aber wo gab es wirklich die Markenartikel, mit denen sich Österreich auf diesem Markt präsentieren konnte? Wo gab es – sieht man einmal von Toni Sailer und Romy Schneider ab – die Namen, mit denen der Staat den Staat gemacht hätte, um auch als ein vollgültiges Mitglied dieser europäischen Kulturgemeinschaft akzeptiert zu werden? Ein Musikland, gewiß, und bis über die Mitte der sechziger Jahre meinte man ja allenthalben, wir Österreicher wären alle irgendwie Mitglieder der Trapp-Familie – ein, was die politische Bewertung betrifft – sicher sehr freundliches Urteil. Lag dies an Österreich, das nichts zu bieten hatte, oder daran, daß man nicht gewillt war, auf die Besonderheit Österreichs einzugehen?

2. »Unterschiedenes ist gut«

Die Lage hat sich geändert, leider aber nicht das grundsätzliche Problem: Paßt Österreich in diese neue Europa-Norm? Welche Vorgaben kommen da aus Brüssel, welche Forderungen werden an uns gestellt? Es sei auch erlaubt, die Frage umzudrehen: Paßt uns diese neue Europa-Norm? Ja mehr noch: Was kann für uns Österreicher an Europa interessant sein? Welches kulturelle Konzept kann den Anspruch erheben, heute verbindlich zu sein? Macht es tatsächlich noch Sinn, daß wir den Hauptakzent auf unsere europäische Identität setzen, daß wir uns als Europäer fühlen, da einerseits die großen Nationalitätenkonflikte in Europa zumindest für dieses und das nächste Säkulum behoben zu sein scheinen und andererseits die gewaltigen Migrationsbewegungen die Grenzen der Kontinente längst durchlässig gemacht haben? Wird hingegen die Europa-Skepsis nicht genährt, wenn die europäische Union im Jugoslawienkonflikt politisch so gut wie nichts zu bestellen hatte und wieder von einem »hilflosen Europa« im Sinne Robert Musils die Rede sein muß? Ist es nicht ein verhängnisvoll nostalgischer Akt, gerade in einer solchen historischen Situation die Einheit Europas beschwören zu wollen? Ob die wirtschaftlichen Maßnahmen Sinn haben oder nicht, mag hier dahingestellt sein, aber kann es, vergleichbar zur Währungseinheit, auch eine europäische Denkeinheit geben, die jeden Intellektuellen mit einem Schibboleth ausstattet, das ihm den Eingang in einen europäischen Denkhimmel gibt?

Die Versuche, uns vor mehr als dreißig Jahren Europa schmackhaft zu machen, haben Früchte getragen und hatten gewiß ihren Sinn, einen Sinn, der heute allerdings längst historisch geworden ist. Die intellektuell ambitionierte Jugend hat – zumindest im Bereich der westlichen Nationen Europas – die nationalen Vorurteile so gut wie ganz abgebaut. Die besten Köpfe hat es immer schon ins Ausland gezogen; viele der jüngeren Intellektuellen bewegen sich fließend in mehreren Sprachen, haben Kontakte ins Ausland aufgebaut und informieren sich laufend durch die geeigneten Medien. Das war vor dem Beitritt Österreichs zur EU schon so, und die Intensivierung durch verschiedene Programme nach dem Beitritt ist sicher erfreulich, vor allem weil Österreich zumindest in dieser Hinsicht weiterhin nicht den Außenseiter abzugeben braucht. Überdies hat sich (wiederum vor allem durch Ausstellungen) der Beitrag Österreichs zur Moderne durchgesetzt: Klimt, Freud, Mahler, Schiele und Schnitzler haben in das Pantheon bedeutender Köpfe des 20. Jahrhunderts Eingang gefunden.

Allerdings muß kein Leitgedanke bemüht zu werden, der den ambitionierten Studenten auf sein kosmopolitisches Europäertum festlegt; dieses Ideal hat ausgedient, nicht zuletzt dadurch, daß es zu selbstverständlich geworden ist. Wer sich darum bemüht aus seiner Region, aus seinem Nationalstaat herauszukommen und anderswo Erfahrungen zu sammeln, tut dies nicht, weil es ihm dabei um etwas Identisches geht, sondern weil ihm an der Differenz gelegen ist. Besonders wenn es um Wissenschaft und Kultur geht, sollte es nicht um die Erfahrung einer Einheit, eines globalen und in sich geschlossenen Systems gehen, sondern um die Kenntnis der Unterschiede. Damit möchte ich keineswegs der muffigen Heimeligkeit, die sich nicht selten in Trachtenvereinen und Blasmusikapellen einnistet, das Wort reden. Der Schändung jeder regionalen Kultur durch eine flauere Internationalisierung, wie sie an Samstagabenden über die Grenzen Österreichs hinaus im Musikantenstadl nur allzu oft als Katastrophe über die Bevölkerung hereinbricht, kann nur durch die genaue Kenntnis der Unterschiede der einzelnen kulturellen Voraussetzungen Einhalt geboten werden.

Wenn nun von den Intellektuellen die politische Einigung Europas nicht zuletzt dank der *puissance des choses*, die vor allem im Ökonomischen liegt, mit Zähneknirschen oder zumindest mit Skepsis akzeptiert werden muß, so kann es nicht darum gehen, ein einheitliches europäisches Leitbild zu entwickeln, das sich historisch ableiten läßt, sondern vielmehr darum, emphatisch auf dem Unterschied zu beharren: »Unterschiedenes ist gut.« (Friedrich Hölderlin) Eine europäische Einheitskultur ist ein Konstrukt, ja schlimmer noch: sie ist ein Phantom, das ein Minderwertigkeitsgefühl als Überlegenheit anderen Kulturen gegenüber zu cachieren sucht. Dermalinst hatte schon Nietzsche Europa als ein »Griechenland unter der Herrschaft Roms« verstanden, wobei er die Herrschaft Rußlands über die Welt vorweg zu ahnen meinte. Natürlich wäre auch an die Vereinigten Staaten zu denken; mancher junge Amerikaner bereist Europa so, wie die jungen Römer ihre Bildungsreisen durch Griechenland unternahmen.

Nietzsche hatte seine Position allerdings mit einer scharfen Wendung gegen alle Aspirationen bezogen, Europa und die Christenheit ident zu setzen. Der Vergleich mit Griechenland ist zum Topos europäischen Selbstverständnisses geworden: Der hohe Standard auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft geht mit einer verheerenden Zerrissenheit im Politischen einher.

3. Concordia discors

Daß es in Europa (und auch in Griechenland) über die politischen Grenzen hinweg allerdings so etwas wie eine Gelehrtenrepublik gab, dafür gibt es vitale Zeugnisse, und wenn es heute auf kulturellem Gebiet eine europäische Idee gibt, dann kann sie sich auf diese Tradition mit gutem Grund auch berufen. Gemeint ist damit vor allem der europäische Humanismus; vom 15. bis in das 18. Jahrhundert hinein funktionierte trotz aller Kommunikationsschwierigkeiten der Gedankenaustausch zwischen diesen Köpfen. Die literarischen Texte, aber auch die Objekte in den Museen sind ein eindrucksvolles Zeugnis dieser Gemeinschaftskultur, die noch einer synthetischen Darstellung harret. Es war, so gesehen, auch sehr sinnvoll, das erste große Studienprogramm der EU auch als *Erasmus*-Programm starten zu lassen, eine elegante Ehrbezeugung für einen Mann, der mit seinen Schriften das Gedankengut der Antike zu kurrenter Münze (Jan Huizinga) hatte werden lassen. Auch der Name *Sokrates* für das Nachfolgeprogramm ist gut gewählt, da damit ein maßgeblicher Impuls für das Denken in Europa bezeichnet wird.

Haben aber Namen wie Sokrates und Erasmus als Leitbilder noch eine Validität, die eine solche Position rechtfertigt? Legt man sich hier nicht eine zwar schöne, aber etwas veraltete Ikonographie abendländischer Geistesgeschichte zu, um den Saal, in dem man die Kultur des neuen geeinten Europa unterbringen möchte, geschmackvoll zu bebildern und eine Kulisse bereitzustellen, mit der das Stück, das vor ihr abläuft so gut wie nichts mehr zu tun hat? Beruft man sich nicht auf – zugegebenermaßen – schöne Traditionen, denen allerdings kein triftiges Argument für die Bildungspolitik der Gegenwart abzugewinnen ist?

Gerade in diesem Punkt könnte Österreich entscheidend wirken, so hierzulande über Bildungskonzepte eine offene und auch zielführende Diskussion geführt wird. Ich finde es als eine außerordentlich bittere Ironie, daß solche Bildungsprogramme auf die Namen *Erasmus* und *Sokrates* getauft werden, da man sich, nicht zuletzt im Zuge der Rationalisierung von Studien, zusehends von den alten Sprachen verabschiedet und an ihre Stelle das rückt, was man als zeitgemäße Unterrichtsgegenstände fassen zu können meint. Daß indes gerade dieses Europa seine ent-



schiedensten Leistungen einer Kultur verdankt, die ich als die europäische Gymnasialkultur bezeichnen möchte, steht außer Zweifel, und dabei sehe ich ein französisches *Lycée*, ein italienisches *liceo classico*, eine *Public school* wie Eton oder ein deutsches Gymnasium Humboldt-scher Prägung trotz aller Unterschiede auf einer Linie. Daß im Preis des Gymnasiums indes der elitäre Zungenschlag mitzuhören ist, sei nicht verkannt, aber die positiven Kräfte dieser Ausbildung verdienten es, in einem zeitgemäßen Rahmen reaktiviert zu werden. Da nun gerade in Österreich (selbst im Unterschied zu den Niederlanden, wo ja die erasmianische Gelehrsamkeit ihren Ausgang nahm) das Gymnasium dieses Typs trotz gegenteiliger Ambitionen einiger Politiker sich halten konnte, könnte Österreich für ein Europa, das seine Tradition ernst nimmt, doch auch gerade in diesem Status etwas beitragen, vielleicht auch im Sinne der zuvor angesprochenen Differenz. Manchem mag diese Ausbildung ein Umweg erscheinen oder gar als ein Luxus; aber Umwege erhöhen (gerade im Bereich der Bildung) die Ortskenntnis, und dieser das Denken fordernde Luxus hat sich auf lange Sicht immer noch reichlich verzinst.

Die Vision, daß Österreich so eine Art »pädagogische Provinz« in Europa nach dem Muster Goethes oder Hermann Hesses werden könnte, scheint mir so abwegig nicht. Die Verlagerung von Institutionen nach Österreich, die sich der Pflege des gelehrten und interdisziplinären Diskurses widmen, wäre eine Aufgabe, die diesem Lande wohl anstünde, und in dieser Hinsicht kommt etwa dem *Institut für die Wissenschaft vom Menschen* oder dem *Institut für Kulturwissenschaften* eine wichtige und zukunftsweisende Rolle. Zu wünschen wäre nur, daß Einrichtungen dieses Zuschnitts auch über die Grenzen des Ghettos, in das sich die Gelehrsamkeit so gerne begibt, hinaus Wirksamkeit entfalten könnte – dieses Verdikt trifft aber weniger die genannten Institutionen, sondern viel mehr die Medien (allen voran das österreichische Fernsehen), die eine oft blamable Zurückhaltung in der Berichterstattung über Forschungsergebnisse zeigen.

Den mit diesen Problemen befaßten Ministerien – derzeit sind es in Österreich gleich drei – kommt daher in absehbarer Zukunft eine gewaltige Aufgabe und viel Verantwortung zu. Daß es hier eines besonders entwickelten Feingefühls bedarf, das sich nicht allein auf Statistiken und Trefferquoten verlassen darf, sollte eine Selbstverständlichkeit sein, ist es aber leider nicht mehr. Österreich ist als Land reich genug, um seine Kulturpolitik nicht populistisch einrichten zu müssen. Daß hierzulande im Bereich der Kunstförderung Modelle entwickelt wurden, die international jedem Vergleich standhalten, braucht nicht eigens betont zu werden. In der Förderung von Kunst und Wissenschaft geht es ja nicht darum, gleichsam Staatskünstler und Gelehrte zu erhalten, die zum Hofstaat der jeweiligen Regierung gehören, sondern die Möglichkeiten bereitzustellen, daß Kunst und Wissenschaft sich ereignen. Das ist ein riskantes Unternehmen, gewiß, und oft wird man das Scheitern einbekennen müssen; aber im Scheitern stellt sich oft ein entscheidenderer Fortschritt ein als im selbstgefälligen Gelingen. In jedem Falle fände ich es durchaus sinnvoll, wenn in Österreich entwickelte Konzepte der Kunstförderung im Raum Europas diskutiert würden. Österreich müßte sich auch allmählich von der liebgewordenen Vorstellung trennen, daß die reproduzierenden Künste die entscheidenden sind; es müßte den Akzent entschiedener auf die schöpferischen Künste setzen. Das Neujahrskonzert mag Europa von Kirkenes bis Bari und von Cork bis Ischewsk in seinen Bannkreis ziehen – aber nach einem Tag ist das vorbei, und die restlichen 364 Tage hat Österreichs Kultur nichts zu bestellen ...

Wenn vorher von der Bedeutung der humanistischen Studien die Rede war, so zielte dies nicht darauf, aus Europa nun wiederum ein lateinisches Europa zu machen, es zielte vielmehr darauf, einmal erreichte Bildungsstandards auf geisteswissenschaftlichem Gebiet im Dienste eines vermeintlichen Fortschritts in diesen Disziplinen nicht leichtfertig aufzugeben. Die Reflexion auf die antiken, jüdischen und christlichen Inhalte unserer Bildung verpflichtet zu keiner Ideologie; sie ist aber unabdingbar, um diese Ideologien durchschaubar zu machen. Mit Grund wird man einwenden, daß eine solche Position in Europa allenthalben eingenommen werden könnte und nicht als spezifisch österreichisch gelten dürfe. Das ist unzweifelhaft richtig, aber hier wäre doch zu bedenken, daß die für Österreich typische (und manchmal auch als ärgerlich empfundene) Fortschrittsskepsis und der Versuch, die Dialektik der Geschichte innerhalb der Landesgrenzen außer Kraft zu setzen, eine Wendung ins Positive erfahren könnten; der Bewahrung von Traditionen würde in einem solchen Rahmen fast eine subversive Qualität zuwachsen.



4. Ach Mitteleuropa!

Den Österreichern wurde Rückständigkeit von außen so oft attestiert, daß man diese hierzulande schon für ein Wesensmerkmal zu halten begann, aber heimlich doch auch die Hoffnung hegte, gerade dadurch alle jene, die den Fortschritt gepachtet hatten, mit wenig Energieaufwand zu überrunden. Je näher der Eintritt Österreichs in die Europäische Union rückte, um so nachhaltiger konnte sich das Schlagwort »Mitteleuropa« behaupten. Obwohl es annähernd so viele Vorstellungen von Mitteleuropa gab, wie sich Publizisten dazu äußerten, so ließ sich dieses Territorium – sofern man nicht jede geographische Definition im vorhinein verabschiedete – doch am ehesten mit denen der Donaumonarchie umreißen. Und mehr im sublimen Flüsterton denn mit forensischem Anspruch wurde die Meinung lanciert, die untergegangene Monarchie könnte als Vorbild eines multikulturellen Europas gelten. Mit anderen Worten: Österreich hätte das geeinte Europa bereits hinter sich. Daß dieses Experiment mißlungen ist, hat katastrophale Folgen gehabt, und Schuldzuweisungen scheinen im Augenblick müßig, obwohl es angebracht ist, aus den Fehlern zu lernen. Milan Kundera meinte, daß Österreich nicht in der Lage gewesen sei, eine »Föderation gleichberechtigter Nationen zu bilden«. Dazu lassen sich die Worte Musils als komplementär entgegenhalten, daß Kakanien, also die Habsburgermonarchie, »ohne daß die Welt es schon wußte, der fortgeschrittenste Staat« gewesen sei. Daß das kleine Österreich verpflichtet ist, aus dieser Geschichte, vor allem aus den Fehlern zu lernen, bedarf keiner weiteren Begründung. Das bedeutet aber auch neue Akzente in der Bildungspolitik: Die Initiativen, die nach 1989 von den Verantwortlichen gesetzt wurden – z.B. die massive Entsendung österreichischer Lektoren in die ehemaligen sozialistischen Länder gehört zu den wichtigsten außenpolitischen Leistungen auf kulturellem Gebiet. Im Inland hingegen gilt es umzudenken: Es ist beschämend, daß die meisten Kolleginnen und Kollegen aus diesen Ländern sich in deutscher Sprache so verständigen können wie in ihrer Muttersprache, wir hingegen kaum in entsprechender Weise antworten können. Slawische Sprachen sowie das Ungarische und Rumänische sollten einen besseren Platz in unserem Bildungssystem einnehmen, und den europäischen Bürger der Zukunft sollte Polyglossie auszeichnen. So löblich es ist, daß es eine *lingua franca*, eine *koiné* wie das Englische gibt, so wichtig wäre es, die einzelnen Sprachen in ihrer Integrität zu fördern: Die Vielheit der sprachlichen Systeme stimuliert auch die Varietät des Denkens. Was in der Monarchie versäumt wurde, könnte nun nachgeholt werden. Damit wäre der Vielgestalt Europas die nötige Reverenz erwiesen. Daß Österreich bei der Integration der östlichen Nachbarn in die europäische Union eine entscheidende Rolle spielen wird, steht außer Zweifel, doch sollte dieses Bewußtsein nicht zur leeren Phrase verkümmern. Vorbildhaft war seit Beginn der sechziger Jahre die Tätigkeit der österreichischen Gesellschaft für Literatur, die sich unter Wolfgang Kraus besonders der Intellektuellen in den sozialistischen Ländern annahm. Ich finde es sehr erfreulich, wenn heute in einem germanistischen Seminar ein Drittel der Hörer aus dem Ausland kommt. Damit wäre ein Fach, das früher nationaler Engstirnigkeit selten die Stirne bot, endlich auch kosmopolitisch geworden. Wünschenswert wäre es, wenn sich reziprok dasselbe in Prag, Bukarest oder Budapest abspielen würde, eine Vision, gewiß, aber doch keine unrealistische.

Die besondere Akzentuierung Mitteleuropas für den weiteren Integrationsprozeß darf allerdings nicht dazu führen, daß sich die österreichische Kulturpolitik gleichsam als Masseverwalterin des Erbes der Donaumonarchie fühlen würde. Das ist auf der einen Seite eine Anmaßung, auf der anderen Seite jedoch auch eine geradezu verhängnisvolle Verleugnung der kulturellen Identität der Republik, und zwar sowohl vor wie nach dem Zweiten Weltkrieg. Österreich braucht sich nicht nur durch Mahler und Schönberg, nicht nur durch Hofmannsthal, Schnitzler und Musil, nicht nur durch Klimt, Schiele und Kokoschka definiert zu sehen. Gerade auf dem Gebiet der Literatur kann sich auch die kleine Alpenrepublik sehen lassen. Während den Österreichern Besonderheit im Bereich der Musik und Malerei (wie übrigens auch im Sport) attestiert wird, wird die österreichische Literatur gerne der deutschen zugeschlagen. Die Literatur aus Österreich ist gewiß zum überwiegenden Teil in deutscher Sprache abgefaßt, aber sie gehorcht auf Grund der historischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ganz anderen Gesetzen, auch im Bereich der reinen Form und des Inhalts. Und gerade diese Unterschiede gilt es zu akzentuieren, nicht um einem Partikularismus zu huldigen, der zuletzt ja nur zur Ausgrenzung führt, sondern um die feinen Unterschiede zu erkennen und so die Vitalität des kulturellen Diskurses zu intensivieren. Und in der Kunst die feinen Unterschiede auch die großen. In den



USA differenzieren sich die einzelnen Staaten zunehmend in ihrer kulturelle Besonderheit aus; man denke nur an so unterschiedliche Territorien wie New York, Texas und Kalifornien, ein deutliches Indiz dafür, daß es ein Verlangen nach Differenz gibt. Diese Differenz muß in Europa nicht eigens herausgebildet werden, sie ist ein Geburtsfehler und zugleich eine gute Erbanlage; sie ist zu bewahren. Die Kunst mit einer europäische Einheitssignatur tätowieren zu wollen, wäre ein Vergehen, das nie rückgängig gemacht werden könnte. Sie würde, im besten Falle, mit kreativer Anarchie antworten.



Prof. Mag. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler: 1960 - 1965 Studium der Klassischen Philologie und Germanistik in Wien, 1965 Dr. phil. mit der Dissertation »Stilistische Studien zu den ›Confessiones‹ des Aurtelius Augustinus«; 1966 Assistent am Germanistischen Institut der Universität Wien, 1974 Habilitation mit der Schrift »Genius. Zur Wirkungsgeschichte antiker Mythologeme in der Goethezeit« . Er ist Professor am Germanistischen Institut Wien und seit 1996 Leiter des Österreichischen Literaturarchivs an der Österreichischen Nationalbibliothek. 1968 Theodor -Körner-Preis; 1978 Förderungspreis der Gemeinde Wien 1994 Österreichischer Staatspreis für Literaturkritik, 1997 Preis für Sozial- und Geisteswissenschaften der Stadt Wien.
Forschungs- u. Lehrgebiete: Deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts, Österreichische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Antikenrezeption seit dem Humanismus.